



(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von Birkenried.

19) Roman von Carl Ed. Klopfer.

Hermann hatte keine Zeit zu verſäumen; Eglantine konnte in jeder Minute gerufen werden. Uebrigens wollte er ihre gegenwärtige Hypnoſe ja nur dazu benützen, ſie zu einer weniger gewagten Zuſammenkunft zu beſtimmen.

„Geben Sie Acht auf das, was ich Ihnen ſage!“ flüſterte er, jede Silbe abwägend.

„Ich höre,“ entgegnete ſie.

„Eglantine hat ſich geſtern verlobt. Willigen Sie das?“

„Vollkommen. Ich habe ſie ja überzeugt, daß dieſe unheilbare Krankheit, die ſie moralisch zu vernichten drohte, in der Hauptſache nur in ihrer Einbildung beſtand. Und ich danke Ihnen, daß Sie mir die Erlaubniß dazu gegeben haben.“

Hermann wollte keine Zeit mit einem nutzloſen Proteſt verlieren. „Meinetwegen. Eglantine wird alſo geneſen?“

„Gewiß, ſie iſt auf dem beſten Wege dazu. Das Glück ihrer Liebe wird ſie heilen.“

„Nein, nicht dieſe Liebe, ſondern mein Wille!“ ſagte er gebieteriſch. „Ich habe überdies noch andere Befehle für Sie.“

„Sprechen Sie!“

„Hier iſt nicht der rechte Ort dazu. Wir müſſen eine beſſere Gelegenheit ſuchen. Haben Sie mit den Brünows für morgen eine Zuſammenkunft verabredet?“

„Ja, Hans wird uns am Nachmittag mit dem Landauer abholen.“

„So ſind Sie am Vormittag daheim?“

„Ja.“

„Gut, dann kommen Sie vor zehn Uhr in die Bibliothek. Hören Sie? In die Bibliothek!“

„In die Bibliothek,“ wiederholte ſie gehorſam.

„Um dieſe Stunde pflegt ja Ihre Tante ihre Wohnung zu verlaſſen. Sie werden dafür ſorgen, daß man nicht auf Sie achtet, und wenn Sie trotzdem bemerkt werden ſollten, ſo geben Sie vor, Sie wollten dort nach einem Buche ſuchen. Sie nehmen Platz und erwarten niſt. Ich werde punkt zehn Uhr zu Ihnen eintreten, und wenn Sie ungeſtört ſind, ſo verfallen Sie von ſelbſt in denſelben Zuſtand, in welchem Sie ſich jetzt befinden!“

Hermann wußte, daß bei der Ausführung einer durch Hypnoſe eingegebenen Suggestion meiſt von ſelbſt wieder Hypnoſe eintritt. Um aber völlig ſicher zu gehen, beugte er hier auch einem etwaigen Ausnahmefalle vor.

„Es wird geſchehen,“ verſicherte die Eingekläferte.

„Sie werden die Thür der Bibliothek natürlich hinter ſich verſperren. Sollte man Sie indeſſen rufen, ſo können Sie ja hinterher erklären, daß Sie über Ihrer Lektüre eingeſchlummert ſeien. Haben Sie wohl verſtanden?“

„Ganz genau.“

„Das Weitere wird ſich finden. — Waſchen Sie auf!“

Er hauchte ſie an, und ſie öffnete die halb geſenkten Lider vollends und ſtand auf, als ob ſie vorhin aehindert worden wäre.

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, Herr Doktor! Ich höre dieſe ergreifende Kompoſition ſehr gerne und bedauere nur unendlich, daß ich nicht ſelbſt muſikaliſch bin.“

Er begleitet ſie heraus, eine gleichgiltige Unterhaltung anknüpfend.

Am Morgen erſchien Jan Stalick hoch zu Roß auf Birkenried, einen prächtigen Blumenſtrauß in der weißbehandſchuhten Rechten, blank herausgepußt und ſtrahlenden Blickes, als wäre er ſelber ein Hochzeiter. Die Dienſleute begrüßten ihn mit verſtändnißfönniger Heiterkeit.

Er fragte nach der Braut ſeines Herrn und ließ ſich die Gemächer des Fräuleins v. Merkenfeld weiſen.

Eglantine, die eben vom Park heraufgekommen war, empfing den Boten in demſelben Zimmer, in welchem ſie vorgestern Abend der Liſt der Baronin Brünow zum Opfer gefallen war.

Es waren nicht allein die Blumen, die Jan zu überbringen hatte. Dem Strauß war ein Brief und ein kleines Sammetetui beigegeben. Eglantine las das Schreiben — Verſe eines Verliebten — und hätte es an die Lippen geführt, wenn ſie ſich nicht vor dem Zeugen geſchämt hätte. Dann öffnete ſie das Etui mit dem Verlobungsring.

In dieſem Augenblicke trat die Tante bei ihr ein; ſie hatte den Burſchen wohl ankommen ſehen.

„O ſehen Sie doch!“ ſlog ihr das Mädchen mit hochgeröthetem, glückſtrahlendem Antliß entgegen. „Das ſchickt mir Hans. Darf ich denn das wirklich annehmen?“

„Als ob Du es Dir noch verbieten ließeſt!“ ſagte die Gräfin lächelnd. „Nun, trage dieſen Reiſ als das erſte Symbol eines recht, recht glücklichen Bundes!“

Sie ſchloß die Nichte in die Arme. Als ſie aber den Kuß auf ihre Stirne drückte, da fiel ihr Blick auf Jan, der ſich beſcheiden in die eine Fenſterecke zurückgezogen hatte, und da verfinſterte ſich ihre Miene, und ein leiſer Seufzer entſtieg ihrer Bruſt. Warum mußte ſie jetzt der Stunde gedenken, in welcher auch ſie ſolch' einen bindenden Reiſ angelegt hatte? Und plötzlich entdeckte ſie in dem Geſichte des Wlanen da vor ihr eine Aehnlichkeit, die ihr einen eifigen Schrecken durch die Bruſt jagte. Das war Bogumil Morawinski!

Sie ſchüttelte den Schauer ab und drängte Eglantine ſanft von ſich, als befinne ſie ſich auf etwas Anderes, das ihr zu thun obliege. Mit feſtem, ſtolzem Schritte, in jedem Zoll wieder die letzte Tochter der erlauchten Eberspergs, die den Ruhm ihres Hauſes über Alles geſetzt, näherte ſie ſich dem Burſchen, und da war die Aehnlichkeit, die ſie eben erſchreckt hatte, verſtogen. Nein, ſagte ſie ſich, das iſt der Bauernjunge Stalick, der Burſche des Lieutenant Brünow, und er wartet auf einen Botenlohn.“

„Da, mein Lieber, leeren Sie eine Flaſche auf das Wohl des Brautpaares!“

Aber Jan nahm das Goldſtück nicht, das ſie ihm in ihren weißen Fingerspitzen hinhielt; er zog die Hände an ſich und faltete ſie leicht vor der Bruſt, indem er ſich bittend verneigte,

während Röthe und Blässe auf seinem hübschen Jünglingsgesicht wechselten. Die Worte wollten ihm nur schwer aus der Kehle.

„Erlaucht, Frau Gräfin, o bitte, lassen Sie mir armen Mann den Stolz, den Gruß meines geliebten Herrn an seine Braut nicht als Knecht ausgerichtet zu haben . . .“

Jetzt wurde die Gräfin purpurroth. Wie? Eine Münze wieder einstecken müssen, die ein Lakai zurückwies?! Sie hatte schon eine hochfahrende Zurechtweisung auf der Zunge, aber die rührende Bitte in der ganzen Haltung des jungen Menschen machte sie verstummen. Hatte er nicht gar Thränen in den Augen?

„Nicht übel,“ sagte die Gräfin mit einem verlegenen Lächeln und ließ das Goldstück auf den Tisch in der Nähe fallen, als brenne es ihr in den Fingern. „Sie führen eine Sprache, wie ich sie Ihnen nicht zugetraut hätte, mein Vester. Schon gut, schon gut. Ich trage Ihnen nichts nach.“

„Das will ich meinen,“ rief Eglantine mit einer Fröhlichkeit, wie man sie noch nicht an ihr gesehen hatte. „Könnte ich mir einen wackereren Herold für den Minnegruß meines Erwählten wünschen? Herold, das hieß ja ursprünglich Ehrenhold, und Herr Jan hat ganz Recht, wenn er seinen Auftrag so auflassen will. Aber, so lassen Sie sich danken, braver Page!“

Sie reichte ihm mit herzgewinnender Freundlichkeit die Hand und wußte, daß es ihn glücklich machte, diese Hand küssen zu dürfen, wie ein richtiger Edelknecht.

Dann nahm sie ihren Strauß, ihren Brief und das Stui mit dem Ring, um den Jubel ihres Herzens erst in Einsamkeit so recht ausströmen zu lassen; sie mußte allein sein, wenn sie den Goldreif anlegte.

Jan machte der Gräfin seinen Büßling, um sich gleichfalls zu entfernen. Aber die alte Dame hielt ihn noch mit einer flüchtigen Geberde zurück. Leicht auf die Lehne eines Sessels geklügt, dem Jüngling halb den Rücken lehrend, schien sie mit ihrer Frage nur eine augenblickliche Laune zu befriedigen.

„Sie hängen sehr an ihrem Herrn?“

„Mit Leib und Leben,“ erwiderte er einfach, als spräche er nur eine längst feststehende Thatsache aus, die keines Aufhebens mehr werth sei.

„Man hat mir eine Geschichte erzählt, wonach er Sie vor einer schweren Strafe bewahrt hätte, und daß Sie am liebsten für immer in seinem Dienste bleiben würden. Ist das wahr?“

„Ich würde nichts lieber sehen, als daß es so sein könnte. Ich habe mich bemüht, etwas zu lernen, und der Herr Baron hatte erst gestern die Güte, mir zu versprechen, daß er mich auf die Ackerbauschule schicken wolle, sobald meine Militärzeit um sei; dann könnte ich später einmal, wenn er sich selbst der Landwirtschaft widmet, vielleicht einen Inspektorposten auf seinem Gute bekleiden.“

„Aber haben Sie denn keine Eltern, die Sie nach Ablauf Ihrer Dienstzeit lieber daheim hätten?“

„Meine wirklichen Eltern hab' ich nie gekannt; ich wurde meinem Ziehvater vor zwanzig Jahren als Findling in's Haus gebracht. Gott segne den braven Mann, er hat wacker an mir gehandelt! Aber da er mir das Leben nicht geschenkt hat und ich ein solches in anderem Sinne wohl dem Baron verdanke, so stehe ich Herrn von Brünnow gegenüber in größerer Schuld. Uebrigens hoffe ich, daß der Herr Baron meinem Pflegevater dann auch eine kleine Pächterei auf seinen Besitzungen giebt.“

„Wie? Ist Ihr Vater denn nicht Herr auf seinem Bauerngüthen, da drüben an der Grenze, glaube ich?“

„In Drieslow bei Lublinitz. Nein, Erlaucht, er ist auch da nur Pächter, und er muß sich recht wacker plagen, der arme Alte, bei einem grausam hohen Zins. Darum eben

möchte ich mir dereinst von meinem Herrn Baron die Gnade erbitten . . .“

„Hören Sie 'mal!“ fiel ihm da die Gräfin ins Wort, sich vollends gegen ihn umwendend. „Ich — ich habe sehr viel Sympathie für Sie, ich möchte die Treue, die Sie an dem künftigen Gatten meiner Nichte bewiesen, gerne, darf ich noch sagen: belohnen, Sie stolzer Ritter? Ein Trinkgeld haben Sie ausgeschlagen, aber ein Ehrengeschenk werden Sie hoffentlich annehmen. Kurz gesagt: wie wär's, wenn man das Anwesen, das Ihr Vater da bebaut, antauschen und ihm und Ihnen zum Eigenthum geben wollte?“

„O, Frau Gräfin!“ rief Jan bestürzt, es war nicht recht zu erkennen, ob in Freude oder in Betrübniß.

„Nun ja, die Scholle ist Ihnen immerhin Heimath gewesen und wird Ihnen gewiß manche theure Erinnerung bergen. Da hat man Kameraden der Kindheit zurückgelassen, vielleicht auch ein Liebchen, wie? Ah, da brauchen Sie doch nicht zu erröthen wie ein Pensionatsfräulein, Sie kindischer Mensch! Wär' es denn nicht ganz 'was Natürliches, daß ein hübscher Junge wie Sie — na, na, das können Sie von mir, einer alten Frau, schon anhören! Nun sehen Sie, wenn ich Ihnen also da mit dem freien Güthen die Möglichkeit gäbe, Ihren Herzensschatz heinzuführen und einen eigenen Herd zu gründen? Sie sehen mir wahrhaftig aus, als könnte man einen braven Familienvater aus Ihnen machen.“

„Ich habe keinen Schatz,“ sagte er jetzt mit eigenthümlich gepreßter Stimme.

„Wirklich nicht?“ neckte ihn die Gräfin. „Auf Ehre und Gewissen? Ah, da steigt uns schon wieder das verrätherische Blut zu Kopf!“

„Auf Ehre und Seligkeit, wenigstens kein Mädchen, das mich liebe und mein Weib werden könnte,“ brach es ihm aus einer Schmerzgequälten Brust.

Es war ein echter Herzenston, der die Gräfin plötzlich sehr ernst machte. „Sieh' da,“ flüsterte sie, „also eine unglückliche Liebe?“

Jan legte die Lippen fest aufeinander. In seinem Blick lag die Bitte, ihn zu entlassen. Aber die Gräfin sah ihn nicht an, ihr Auge schweifte mit dem Ausdruck der Zerstretheit ins Leere. Erst nach einer Weile schien sie sich wieder auf den Anwesenden zu bestimmen.

„Es kommt mir natürlich nicht zu, in Ihr Geheimniß zu dringen. Aber Sie dauern mich aufrichtig, wenn Sie ernstlich eine unglückliche Neigung hegen sollten. Sie scheinen mir überhaupt das unglückselige Naturell zu besitzen, das das Leben recht schwer nimmt.“

„Wohl wahr,“ sagte er leise; „vielleicht ist das ein Erbtheil meiner Mutter.“

„Ihrer Mutter?“

„Verzeihen Erlaucht, wenn ich ungereimtes Zeug zu sprechen scheine! Ich habe eben gesagt, daß ich meine Eltern nie gekannt hätte. Es ist auch so. Nur zuweilen, wenn so ein Träumen über mich kommt, weswegen ich sogar von meinem nachsichtigen Herrn schon Schelte hinnehmen mußte, da taucht so 'was wie ein Schatten in meinen Erinnerungen auf, ein ganz flüchtiges Bild. Es ist ein Frauengesicht. Ich kann es nicht beschreiben, es ist so, als ob — lachen Gueer Durchlaucht mich nicht aus — als ob ich dieses Gesicht bei geschlossenen Augen sähe: schön, wunderschön, wie man die Madonnen malt, und unendlich traurig. Ich könnte keinen Zug davon schildern, es lebt ja auch gar nicht als eine wirkliche, klare Vorstellung in meinem Gedächtniß, es zieht vorüber wie ein Hauch, wenn ich mit erweckten Sinnen darnach haschen will. Es erscheint auch nur, wenn ich mich hinstrecke und mir einbilde, ich sei ein kleiner Knabe.“

(Fortsetzung folgt.)

Naturleben am Strande.

Der Morgen bricht an. Ein kühler Wind weht vom Meere her. In eintönigem Gebrause tönt der Wellenschlag der wiederkehrenden Fluth über die kleine Düneninsel. Wir wandern dem Strande entlang. Auf weite Strecken liegt er jetzt vom Wasser entblößt. In der Nähe der Fluth ist der Sand glatt und fest, wie der Boden einer Tenne. Der Fuß hinterläßt kaum eine Spur, obwohl der Sand vom Wasser durchtränkt ist. Wir gehen unmittelbar an der Grenzlinie des herangeleitenden Wassers und richten unsern Blick auf die See. In ziemlicher Entfernung gewahrt man über der tiefgrünen Fluth ein Emporschäumen mächtiger Wogen. Sie bezeichnen die Richtung eines unterirdischen Risses, über dem eine wilde Brandung steht. Diesseits dieser Stelle erscheinen die Fluthen beruhigter, aber näher dem Strande beginnt erneut eine heftige Bewegung. Der flache Boden hebt den heranziehenden Wogen ein Ziel, langsam wachsen sie in die Höhe, verflachen sich am aufstrebenden Rande zu scharfen Kämmen, und nun überstürzen sich diese in heftigem Sprunge, wobei das gepeitschte Wasser sich in weißen Gischt verwandelt. In mächtigen Schaummassen sprüht dieser empor und bezeichnet den Weg der Brandung in blendend dahinschießenden Fluthgarben. Verkleinert und im stärksten Anprall gebrochen, rückt die flache Welle nun weiter, oftmals noch bäumt sie sich in kleinen weißen Schaumtäumen auf, bis endlich der Rest des Wassers in flachen Güssen geräuschlos und wie ermüdet auf dem fast ebenen Strande aufläuft und diesen bei der Fluth in weit geschwungenen Linien mehr und mehr benezt und wieder in das Spiel der ruhelosen Wellenbewegung hineingieht. In eintönigem und doch stets wieder fesselndem Gebrause hallt ruhelos das Geräusch dieser Brandung über Strand und Insel.

Vom Meere weg wenden wir den Blick auf den Sand zu unsern Füßen. Die Linie des anrückenden Wassers ist auf ihm durch vorgehobene kleine Vallen und Streifen loser Seegewächse und lockere Schaummassen bezeichnet. Letztere fast bald schon der stark wehende Wind und führt sie in wirbelndem Tanze gleich kleinen weißen Vallen eilig dahin. Bei den Seegewächsen halten wir eine kurze Mustering. Es sind Blätter des Seegrases und Stengel und Sporenbehälter des zarten Blasentanges und des gröbern und kräftigen *Fucus nodosus*. Schwimmblafen, die in kurzen Zwischenräumen den Stengel unterbrechen, gewähren diesen Pflanzen die Möglichkeit, sich im Wasser schwebend zu erhalten. Zwischen diesen Algen finden sich häufiger grüne *Ulva*- und rothe oder violette *Borophyra*-Arten, gleichfalls Vertreter der Tangengewächse. Durchsucht man diese Algenballen genauer, so gewahrt man, daß manches kleine Seethier sich in ihnen versteckt hält, besonders häufig sieht man lebhaftes Flohkrebse darin herumwimmeln.

Außer den Pflanzen hat das Meer auch zahlreiche Muscheln auf den Strand geworfen. Man sieht in Menge die bunten zierlichen Herzmuscheln mit der schön geferbten Oberfläche, daneben halbenwickelste blauschwarze Windmuscheln, große Sandklammuscheln in zwei verschiedenen Arten, zierliche gerollte Bohrmuscheln mit zarten, durchscheinenden Schalen, reizende kleine *Tellina*-Arten in den verschiedensten und zartesten Farben-tönen, zuweilen auch die langen Schalen der seltsamen „Messerschnecken“ oder *Solenmuscheln*. Seltener finden sich die großen Gehäuse des Wellhornes, einer Meer-schnecke, deren Eier als leichte, schwammartige Zellballen stets am Strande zu finden sind. Der Einsiedlerkreb, ein drolliger Geselle, der einen weichen unangepanzen Hinterleib zu beschützen hat, wählt sich das leere Gehäuse der Wellhornschnecke zum Zufluchtsort. Den Hinterleib in der festen Schale verborgen haltend, streckt er nur die gepanzerten Füße und wehrhaften Scheeren, von denen die eine verkümmert ist, aus dem großen Schneckenhause hervor. Auf all' seinen Streifzügen schleppt er letzteres wohlweislich mit sich herum und verkriecht sich bei nahender Gefahr, so groß wie er ist, in der bergenden Hülle. Auch an kleinen Taschenkrebren ist in den zurückgebliebenen Dümpeln des Strandes kein Mangel. Seitwärts laufend, gehen sie ihre Wege. Bei Gefahr aber verkriechen sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit, unter häufigem Wühlen der hinteren Beine, im wasserdurchtränkten Sande. In dieser Stellung sieht man sie auch häufig beutegierig und regungslos verharren, nur die auf Stielen stehenden beweglichen Augen und Ferkwerkzeuge schauen aus dem Sande hervor. Die großen röthlichen Niesentrabben verirren sich seltener auf den Strand, sie suchen ihre Zuflucht zwischen den Steinblöcken der Bühnen, wo die Kinder der Inselaner sie geschickt unter dem Wasser hervorziehen ver-

sehen, ohne daß die kräftigen Scheeren des schwergepanzten Krebses ihnen etwas anhaben können. Watet man weiter ins Wasser hinein, so wimmelt daselbe von kleinen Garnelen, mit ihrem an Insekten erinnernden Körperbau und langen Fühlern. Ihnen stellt der Fischer in kleinen Netzen nach, kocht sie in Salzwasser ab und bietet die kleinen Krebse als Lederbissen zum Kauf an. Häufig wirkt das Meer auch blasse, durchscheinende Quallen, fünffirahlige Seesterne, kleine Seeigel und schwarze viereckige Eier des großen Nagelrochens an den Strand.

Aber nicht nur der Mensch schöpft aus der Fülle des Meeres, draußen macht der Seehund seine Beutezüge auf die Schwärme der Fische. Emsig stellt er den Schellfischen, dem Rablkau, den Steinbutten, Seezungen und Hundern nach, welche die Nähe der Küsten bewohnen. Auch untereinander herrscht bei all' diesen Fischen ewiger Krieg und die Macht des Stärkeren bringt es mit sich, daß der Größere erbarmungslos den Kleineren verschlingt. Nur das Aquarium, nicht das offene Meer gestattet einen Einblick in dies geheimnißvolle und fesselnde Treiben, aber die Vogelwelt in ihrem munteren Leben bietet dafür Ersatz. Besonders reizvoll erscheinen die Möven. Reißenden Fluges schießen sie dahin oder schweben mit rüttelnden Flügel schlägen über der tosenden Brandung. Jede ihrer Bewegungen ist zierlich und leicht, und mühelos benutzen sie den Aufzug, sich tragen und heben zu lassen. Dann ruhen die weitspannenden Fittige der stolzen Vögel, und auf ihrem weißen oder graubläulichen Gefieder schimmert das blanke Sonnenlicht. Zuweilen auch lassen sie sich auf das Wasser nieder, schaukeln auf und ab im leichten Spiel der Wellen oder schreiten rüstigen Ganges am feuchten Strande einher. So beherrscht dieser bevorzugte Vogel mühelos die sämmtlichen Arten der Fortbewegung wie kaum ein anderes Thier. Meist sind es Lach- und Silbermöven, die uns begegnen, aber auch andere Arten fehlen nicht. Jetzt segeln auch etliche Seeschwalben in windschnellem Fluge vorüber, und in einiger Entfernung am Strande treiben sich Austerfischer und Strandläufer umher. In komischem, trippelndem Gange eilen Letztere dahin. Ihre kleinen Stelzbeine bewegen sich so schnell, daß man sie kaum noch bemerkt. Nur auf Augenblicke tritt eine Ruhepause ein, wenn der flinke Vogel etwas Genießbares gefunden hat, das schleunigst verzehrt wird.

Ueber all diesen Betrachtungen ist die Zeit schnell vergangen; der Mittag rückt heran; die Sonne strahlt heiß auf den schnell trocknenden Sand des Strandes. Der heftig über den Boden streichende Wind erfasst die obersten Lagen, gleich einem feinen Nebel führt er die winzigen Körnchen zu Millionen dahin. In ihrer unendlichen Zahl erzeugen sie, wie sie so wirbelnd dahingleiten, ein leises flüsterndes Geräusch, das dem aufmerkamen Beobachter trotz des Brausens der Brandung nicht entgeht. Zugleich reiben und schleifen die aneinander prallenden winzigen Körnchen ihre Oberfläche und zermalmen und zerbröckeln in verhältnißmäßig kurzer Zeit die wenigen harten Muschelschalen, die in ihrer Masse in Menge eingebettet liegen. Näher den Dünen ist die Wirkung des Windes noch fesselnder. Auch hier herrscht die stille, aber unaufhaltsame Bewegung, auch hier tönt unablässig das feine Klingen und Knistern. Wie gefurcht erscheint an manchen Stellen die Oberfläche der Dünen. Hinter jeder kleinen emporgelagerten Muschelschale, welche auf beschränktem Raum die Wirkung des Windes und der rollenden Körnchen hemmt, bildet sich ein kleines Häufchen oder ein winziger Damm losen Sandes. Jeder hin und her schwanfende Grassalm zieht, gleich dem Zirkel, eine feine, aber deutliche Vogenlinie in die bewegliche Masse. An anderen Stellen hat der Sand durch eingesickertes Regenwasser größere Festigkeit erlangt und fast ohne eine Spur zu hinterlassen, schreitet der Fuß über diese oft wie marmorirt erscheinenden Flächen. Die meisten Abhänge der Dünen sind dürrig und in weiten Abständen mit „Helm“ oder Dünenhafer bewachsen. Struppig ragt dieje genüßige sparrige Pflanze aus dem trockenen Sande. Zuweilen begegnen unserm Blick stattlich sich ausbreitende Büsche des stacheligen, blaublüthigen Meerstrandsmannstrau. Aber auch dreifarbig Weiden, Akearten, Hauhechel, Gänjebüschel und andere genüßige Pflanzen fehlen nicht. Immer aber stehen sie vereinzelt. An geschützten Stellen im Innern der Insel finden wir auch ein kleines Gehölz von Zwergkiefern gebildet, das an heißen Tagen weithin einen aromatischen Harzgeruch ausströmt und in dessen Schutze andere Stauden und Kräuter sich angesiedelt. Jetzt nehmen wir im losen Sande biegsame Stränge von mehr als Meterlänge wahr, wir zerren etliche

derselben heraus, folgen ihrer Richtung und erkennen, daß es die unterirdischen Stengel der niederr Kriechweide sind, die allwärts und selbst auf den dürftigsten Stellen der Dünen sich findet.

Auch eine pumppige Sentung in einer Niederung zwischen zwei hohen Dünenzügen entdecken wir. Schon von Weitem leuchten uns da die weißen Büschel des Vollgrases entgegen und in röhlichen Polstern breitet der seltsame Sonnentau seine drüsenhaarigen, klebrigen Blättchen zum Fange kleiner Insekten aus. Fast an jedem Blatte sieht man heute im hellen Sonnenschein etliche der armen kleinen, dem Tode der Auflösung geweihten Gefangenen zappeln. Unter dem Fuße zittert der Boden, quirlendes Wasser sammelt sich in der zurückgelassenen Spur. Aus dem kleinen Mooregebiete streben wir wieder trockenen Strichen der Dünen zu. Vor unsern Schritten flieht aufgeschreckt in heuschreckenartigem Fluge springweise der kleine Dünenlaufkäfer, der beutegierigste seiner Gattung in dieser Landschaft. In einer abgelegenen Sentung lassen wir uns nieder. Ganz weltverloren ruht man hier, der Wind streift über uns dahin, nur sein Pfeifen in den Halmen der Dünengräser tönt leise herüber; von fern vernimmt man den Gesang einer Lerche, aber unablässig wie ein grollender Donner schallt das dumpfe Brausen der Brandung in unser enges Thal. Bitternd und flimmernd ruht die Luft über dem erhitzten Sande der Dünen, ein zarter Kräuterduft macht sich bemerkbar. Mehrmal steigt zwischen ein Finkenpärchen vorüber, einmal erscheint auf dem gegenüberliegenden Hügel ein Kaninchen, schaut eine Weile verwundert herüber und entflieht dann in hastigen Sätzen, sonst regt sich nichts.

Am Abend stehen wir wieder am Strande, die Sonne senkt sich zum Untergange. Das ganze Gewölke am westlichen Himmel strahlt in tiefen, glühenden Farben. Ihr Widerschein ruht auf den blanken Wellen des Meeres und haucht den Schaum der Brandung rötlich an. Nahe dem Gesichtskreise verflacht sich die blutrote Sonne zu einer ovalen Scheibe, jetzt schneidet sich der Horizont bereits ein Stück aus ihrer untern Fläche ab; nun steht sie da als ein glühender Regal und endlich bleibt nur ein blinkender Lichtrand zurück, der gleich darauf verschwindet. Aber lange noch schaut man auf das prächtige Farbenspiel, das der scheidenden Sonne folgt. Es war ein heißer Tag, eine Gewitterstimmung liegt über der Natur und die Dunkelheit hat schon beträchtlich zugenommen. Da entzündet sich langsam, aber stetig zunehmend, auf dem Meere draußen ein wunderbares Leuchten. Ein bleicher Phosphorglanz bringt aus dem bewegten Wasser. Im Schaume der Brandung zuckt es blinkend auf, gleich dem Widerschein verborgenen Lichtes. Die zerstäubenden Wellen am Kopfe der steinernden Bühnen sprühen glitzernde Funken. Ein einsames Segelboot draußen auf dem Meere zieht eine leuchtende Furche durch die schwarze Fluth. Im Sande zu unsern Füßen aber, den das anrückende Wasser benetzt, blinkt und funkelt es von unzähligen winzigen Lichtpunkten, ebenso vielen, meist mit dem bloßen Auge kaum wahrnehmbaren oder nur unter dem Vergrößerungsglase erkennbaren Meeresgeschöpfen. Besonders die winzigen zur Familie der Wurzelfüßer gehörigen Noctilucen mit ihrem an das Licht der Leuchtkäfer erinnernden Glanze spielen unter diesen in den nördlichen Meeren eine hervorragende Rolle.

Das drohende Gewitter ist inzwischen heraufgezogen, schwarze Wolken verdecken bereits die Sterne und unter dem Aufzucken der Blitze erblaßt der milde Glanz des Meerleuchtens. Jetzt springt auch der Wind auf und wächst zum Sturm. Die heranrollenden Fluthwogen wirft er mit verstärkter Macht gegen den Strand; das Tosen der Brandung erschallt jetzt wie ein Gebrüll. Bevor die ersten prasselnden Regengüsse niedergehen, haben wir indeß den nahen Ort erreicht.

Allerlei.

Etwas über Königskronen und deren Kapitalwerth. Die Krone, die Königin Wilhelmina an ihrem Ehrentage schmückte, und die ein so seltsames Schicksal hatte (sie wurde bekanntlich vor Jahren gestohlen, ein Theil der Juwelen dann aber wieder zurückverlangt), hat einen Werth von 2 400 000 Mk. Sie ist nicht das einzige Königsglied, das ein seltsames Schicksal erfuhr. Vor einiger Zeit besuchte Prinz von Drago, der Großneffe der Königin Isabella von

Spanien, Amerika, um die Krone, die seine Verwandte, als sie sich in ihr Exil zurückzog, mit sich genommen, käuflich zu erwerben. Dieselbe war jedoch bereits für die Tochter des verstorbenen amerikanischen Krösus Jay Gould, die Gräfin Castellane, ihrer wunderbaren Diamanten, Smaragden und Saphire wegen für 500 000 Mk. angekauft worden. Die Krone der Königin Victoria von England, die mit 2500 Diamanten, 233 Perlen, einem in seiner Art einzigen und daher berühmten Rubin, Saphiren und verschiedenen Gemmen besetzt ist, würde ihrem Kapitalwerthe nach zu 4% Proz. jährlich 300 000 Mk. abwerfen. Einen geradezu fabelhaften Werth soll die Krone des Königs von Portugal besitzen. Man schätzt sie auf 26 000 000 Mk. Fast gleichwerthig dürfte wohl die russische Barenkrone sein, deren kostbarer Bestandtheil ein aus fünf herrlichen Diamanten, deren Relief ein Niesenc Rubin von seltenem Feuer abgiebt, gebildetes Kreuz ist. Die eiserne Krone der Bombarden der jetzigen italienischen Könige hat ihren Namen von jenem kleinem Eisenschmied, der ein Nagel vom Kreuze Christi sein soll. Die ungarische Königskrone, mit der auch Oesterreich jetzt so unglücklicher Monarch gekrönt wurde, wurde vor 800 Jahren für Stephan II. gefertigt. Sie wiegt 14 Pfund und ist mit 53 Saphiren, 50 Rubinen, einem Smaragd und 333 Perlen geschmückt. Auffallend ist, daß Diamanten gänzlich fehlen. Stephan II. hatte den Überglauken, daß diese Steine seinem Hause Unglück bringen würden. Ganz einfach ist die rumänische Königskrone. Sie bildet ein bleibendes Zeichen der Befreiung aus türkischer Tyrannei, da sie aus dem Metall türkischer Kanonen gegossen ist, die von den Rumänen im Jahre 1877 bei Verona erbeutet wurden. Gänzlich werthlos aber müssen alle diese Kostbarkeiten vor den Kronen morgenländischer Fürsten erscheinen. So schätzt man zum Beispiel das von Diamanten glitzernde Hoheitszeichen des Sultans von Johore auf mindestens 48 000 000 Mk.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Zum 70. Geburtstage des Grafen Leo Tolstoi, des hervorragenden russischen Dichters, Soziologen und Theosophen bringt die *Illustrirte Zeitung* Nr. 2380 vom 8. September treffliche Nachbildungen eines Delgemäldes und einer Bleistiftskizze, die beide aus der Hand des dem gefeierten Manne kongenialen Bildniß- und Historienmalers Ilya Repin hervorgegangen sind. Ein anderes Blatt zeigt die Enthüllung des imposanten Denkmals Kaiser Alexanders II. in Moskau, das auf der beherrschenden Höhe des Kremls dem Zarsbester errichtet worden ist. Von der heiligen Stadt des Ostens zu der des Westens leitet die Feier des Namenstages Papst Leos XIII. über. Tagesgeschichtliche Portraits betreffen: Oberstleutnant Henry, der in der Drenfus-Angelegenheit eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat; den kürzlich verstorbenen König Malietoa der Samoainseln, in dessen kleinem Reiche nun Deutsche, Engländer und Amerikaner um den vorherrschenden politischen Einfluß streiten werden; Ruzi Bei, den Generalsekretär im ottomanischen Ministerium des Aeußeren, einen der thätigsten Förderer der freundschaftlichen Beziehungen zwischen der hohen Pforte und Deutschland; Vincenz Staz, den am 21. August verstorbenen weltbekannten Meister deutscher Gothik. Abbildungen der schönen Medaillen zur Erinnerung an den Regierungsantritt der Königin Wilhelmina der Niederlande zeugen von der Leistungsfähigkeit der niederländischen Medaillekunst. Das Titelblatt der Nummer ziert ein gelungenes Holzschnitt nach dem Gemälde „Quartett im Kloster“ von Eduard Grüner, dem humorvollen Darsteller des Mönchslebens alter und neuer Zeit. Ein stimmungsvolles Bild aus dem römischen Volksleben ist Augusto Corbellis „Ave Maria“. Eine der tüchtigsten Bildhauerarbeiten der diesjährigen Berliner großen Kunstausstellung, die Gruppe „Achilles mit dem Leichnam Hektors“ von Hans Ewerding, zeigt ein von der Skulptur noch nicht behandeltes Motiv. Der von der sächsischen zweiten Kammer angenommene Entwurf des neuen Ständehauses zu Dresden von Paul Wallot widerlegt die übertriebenen Befürchtungen wegen des Schicksals der Brühl'schen Terrasse.

— Für die Schnelligkeit der Kriegsberichterstattung zur Zeit Napoleons I. ist eine interessante Facsimile-Beilage charakteristisch, die sich in dem loeben zur Ausgabe gelangten 12. Heft des trefflichen Prachtwerkes „Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild“, Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., 60 Vier. à 60 Pfg.) findet: Die „Leipziger Zeitung“ vom 22. October 1813 enthält einen vom Abend des 19. datirten, vier Druckseiten langen, ebenso ausführlichen, wie genauen Bericht über alle Einzelheiten der Völkerschlacht, die bekanntlich erst an jenem Tage mit der Flucht Napoleons endete! Auch somit bietet das neueste Heft des mit einstimmigen Beifall ausgenommenen Werkes eine Fülle interessanter Dinge im Text und dem reichen Bilder Schmuck.